

Berlin



STADTBILD

Sonaten nach Farben

BARBARA WEITZEL

Philharmonie also. Ein knappes Jahr ist der letzte Besuch in den heiligen Hallen des Klangs her. Um ein Haar fahren wir eine Stunde zu spät los. Man ist es ja nicht mehr gewöhnt, noch mal den Beginn einer Veranstaltung zu checken. Um ein Haar vergessen wir auch die Masken. Hechten zur Tram, die aber erst zehn Minuten später kommt. Fahrplan falsch gelesen. Wir Anfänger.

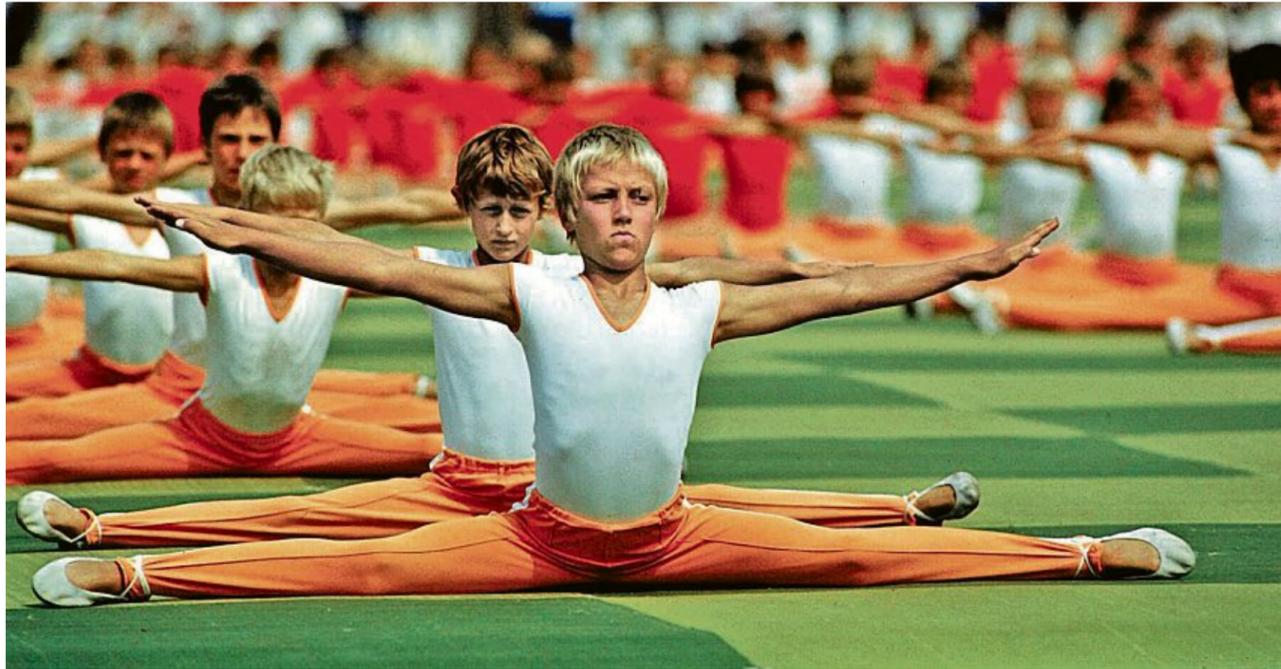
An Scharouns Muschelbau angekommen leitet uns ein Farbsystem. Rang links und rechts und Parkett sind Begriffe von gestern. Auf unseren Tickets steht: Eingang lila. Gelb, grün und blau lassen wir also links liegen und damit auch die wesentlich längere, von Abständen durchlöchernte Schlange. Das Foyer gähnt uns gespenstisch an. Auch die Garderobe liegt verlassen da, nur große Gepäckstücke darf man abgeben. Snacks werden nicht angeboten. Das Vorgeklänge früherer Konzerte, das feste Gläserklirren, fehlt. Alle eilen sofort zu ihren Plätzen. Die Ränge wirken wie die in einem Handball-Drittliga-Spiel. Oder wie ein Mund, dem die meisten Zähne fehlen. Hier zwei, da zwei, Abstand, Lücke, leere Reihe. Vertraut ist einzig das vorfreudige Wibbeln vor dem ersten Ton. Das vereinzelte Hüstel. Die stumm und erwartungsvoll herabhängenden Mikrofone. Das schwächer werdende Licht.

Die ersten Töne in die Stille hinein lassen alles vergessen. Das ganze 2020. „Mit Lebhaftigkeit und durchaus mit Empfindung und Ausdruck“ steht im Programmheft zur Sonate Nr. 27, doch Levit sind die klangvollen Anweisungen einerlei. Er spielt „seinen“ Beethoven und warum auch nicht. Der Mann ist lang tot. Er spielt ihn, als spiele er nur für sich, innig, versunken, null auf Affekt bedacht, und lässt uns daran teilhaben. Millionen Menschen tröstete er auf diese Weise durch die große Stille, durch Angst und Einsamkeit. Wenigstens eine halbe Stunde am Tag. Saß er in seinem Wohnzimmer und spielte in Socken auf Twitter. Und die Welt hörte zu.

Auch wir Verstreuselten im Saal erleben eine Intimität, die mich für einen Moment überlegen lässt, ob Levit Schuhe trägt. Und kurz sause ich zurück in die Zeit der weinenden Kinder am Fenster, des Musizierens auf den Balkonen, der allgegenwärtigen Bildschirme. Aber nur kurz. Zu wertvoll ist der Augenblick, das lang vermisste gemeinsame Erleben großer Kunst. Womöglich gibt es doch eine Zeit nach Corona.

Draußen ist alles wie immer, außer dass sich die Besucher mit einem Seufzen die Masken vom Gesicht reißen und die frühe Abendluft atmen, als wäre es ihr letzter Zug. Man steht in Grüppchen beisammen, nestelt am Kragen und ordnet die Frisur. Die Männer erklären den Frauen mit wichtigem Gesicht, was sie eben gehört und wie sie es zu finden haben. Die Frauen lächeln dünn und nicken. Unter den feinen Schuhen knirschen Eichel, die auf der Wiese vor der Philharmonie liegen. Auf dieses kleine Geräusch konzentriere ich mich, um die Monologe der Herren auszublenden.

Der Verkehr rauscht. Ein Spatz piept. Polizisten warten auf Demonstranten. Die S-Bahn fährt ein.



Junge Turner 1983: „Zu DDR-Zeiten war es eine Ehre, an der Sportschule einen Platz zu bekommen“, sagt Rüdiger Barney, der über die DDR-Jugendsportschulen promovierte. IMAGO

„Den Sportschulen fehlt Attraktivität“

Ein langjähriger Schulleiter über Schülermangel und das Krisenmanagement der Senatorin

Im Schulbildungs-Ranking der Bundesländer belegte Berlin 2019 den unrühmlichen letzten Platz. Nach neun Jahren, in denen das Bildungsressort von der SPD-Senatorin Sandra Scheeres geleitet wird, sind selbst die drei staatlich besonders geförderten Eliteschulen des Sports nicht mehr erfolgreich. Seit Jahresbeginn ist die Verwaltung dabei, auch noch den Ruf des letzten Leuchtturms zu zerstören, den der Staatlichen Ballettschule. Die genoss bisher internationales Renommee, war zudem gerade wieder bestes berufliches Gymnasium Berlins. Indessen wird öffentlich gefragt, ob es diese Schule überhaupt braucht. Ein Gespräch mit Rüdiger Barney, der lange die Poelchau-Sportschule leitete, über Elitförderung an Berliner Schulen.

Herr Barney, auf die wenigen Plätze an der Staatlichen Ballettschule gab es immer einen Ansturm von bis zu 2000 Bewerbern. Die drei Eliteschulen des Sports in Charlottenburg, Hohenschönhausen und Köpenick dagegen leiden unter Schülermangel. Was ist da los?

Tatsächlich haben die 7. Klassen in den drei Schulen zusammen 280 Plätze, aber nur 195 Neuanmeldungen. Dabei sind diese Schulen personell besonders gut ausgestattet. Ein Platz am Gymnasium kostet jährlich etwa 5500 Euro, an der Sportschule 9000 Euro, an der Ballett- und Artistikschule knapp 16.000 Euro. Aber den Sportschulen fehlt Attraktivität. Alle drei sind Sekundarschulen, während bürgerliche Eltern oft Wert legen auf ein Gymnasium. Ich wollte das an meiner Schule durchsetzen, aber es war politisch nicht gewollt. Die Schulen ruhen sich auf früheren Lorbeeren aus, machen keine sichtbaren Fortschritte – leider!

Was genau fehlt?

Eltern fragen als Erstes: Was passiert mit meinem Kind, wenn es die Leistung nicht bringt? Dafür machen diese Schulen keine Angebote. Der geschasste Ballettschulleiter Ralf Stabel, dessen Engagement für die Schule ich immer geschätzt habe, hat für diese Fälle den Bildungsgang „Tanz-Theater-Theorie“ eingeführt und eine Konzeption für die Spezialisierung Musical/Showtänzer entwickelt. Das gibt es an den Sportschulen nicht. Schüler werden nicht aufgefangen durch ein anderes Curriculum, das damals an unserer Schule immerhin schon

probiert wurde, etwa Sportmanagement und Schiedsrichterscheine. Auch Sporthistorie und Sportethik wären denkbar, stießen aber in der Verwaltung nie auf Interesse und wurden nach meinem Weggang nicht mehr verfolgt. Wer die Leistung nicht schafft, verlässt also die Schule.

Sie mussten im März 2013 gegen Ihren Willen mitten im Schuljahr in Pension gehen. Schüler, Eltern, Kollegen protestierten, die Presse berichtete, nichts half. Senatorin Scheeres konnte kein Pardon. Warum nicht?

Ich wollte das Schuljahr unbedingt beenden, auch ohne Bezahlung, zumindest noch das Abitur abnehmen. Mein Antrag wurde abgelehnt. Ich stand auf Kriegsfuß mit

Sportarten, darunter einigen Fußballern, begleitet vom Deutschen Olympischen Sportbund. Die Zusammenarbeit mit Hertha BSC ließ sich zur Jahrhundertwende anfangs produktiv an. Ich ahnte nicht, in welche Kalamitäten das die Schule später bringen würde. Hertha hat uns unterstützt, aber auch gefordert, bis zur Kollision mit dem Bildungsauftrag der Schule. Bei Hertha, überhaupt beim bezahlten Fußball, geht es immer um Geld, es gab ständig Probleme. Ein Beispiel? Schüler wurden im Unterricht zum Schneeschippen abgestellt, damit die Profis mit 80.000 Euro Monatslohn nachher ordentlich trainieren können. Ich fand: Nee, Schnee schippen – ja, wenn es sein muss, aber dann zusammen mit den Fußballern.

Was muss eine gute Sportschule heute leisten?

Es muss klar sein, dass Bildung an erster Stelle steht. Das war an Kinder- und Jugendsportschulen nicht immer der Fall, da ging es zuerst um sportliche Leistungen. Neben dem täglichen Training ist unerlässlich, dass die Schüler im Kopf klarbekommen, warum sie alles auf sich nehmen. Warum sich Überwindung lohnt, was zu tun ist, wenn man keine Lust hat. Weiter, höher, schneller ist nicht immer besser. Ich behaupte, Erfolg ist zu 70 Prozent Kopfarbeit und 30 Prozent Training. Das mag überzogen klingen, aber es ist Aufgabe der Schule, diese Motivation zu vermitteln. Das passiert zu wenig. Fußballer können sich bis rauf in die Bundesliga kaum artikulieren, werden nicht zu kritischem Hinterfragen erzogen. Die Potsdamer Friedrich-Ludwig-Jahn-Sportschule scheint mir insoweit vorbildlich, weil sie Schülern Angebote macht, die die Leistungen nicht schaffen. Die Nachfrage ist riesig. In Berlin dagegen sind die Probleme alle hausgemacht.

So wie der Umgang mit der Ballettschule. Angebliche sexuelle Übergriffe wurden behauptet, ohne dass bis heute ein konkreter Fall genannt wurde. Dem Leiter wurde mit immer neuen Begründungen gekündigt.

Diese Arroganz der Verwaltung macht mich sprachlos: So etwas hat es meines Wissens in Berlin noch nie gegeben, dass Konflikte einer Schule ungeprüft veröffentlicht werden. Empörend auch, dass die sogenannte Expertenkommission einen Zwischenbericht publizierte, ohne die betroffenen Leiter gehört zu haben. Der Abschlussbericht lässt jede Methodik vermischen, hier hat sich etwas verselbstständigt. Noch im Januar hat ein professionelles Potsdamer Institut die Schulprobleme wissenschaftlich untersucht und kam zu einem völlig anderen Ergebnis. Dieses Gutachten hält die Verwaltung unter Verschluss. Zugleich schafft sie es offensichtlich nicht mal, zwei Problemlerher zu disziplinieren. Der Leiter der Ballettschule wurde jahrelang von der Verwaltung hoffiert wegen seiner Erfolge. Ihn plötzlich fallen zu lassen legt nur die Ignoranz dieser Verwaltung offen, ihr gescheitertes Krisenmanagement.

Das Gespräch führte Birgit Walter.

ZUR PERSON



Rüdiger Barney, geboren 1948 in Cuxhaven, studierte Mathematik, Erdkunde und Sport in Göttingen.

1975 kam er zum Referendariats nach Berlin, wo er ab 1979 an der 2. Gesamtschule in Wedding arbeitete.

1996 wurde er Schulleiter einer Gesamtschule, die er zu einer Eliteschule des Sports und Fußballs ausbaute. Er promovierte zum Thema „Kinder- und Jugendsportschulen der DDR“.

der Bildungsverwaltung, weil ich den immer stärkeren Einfluss des Profi-Vereins Hertha BSC auf die Schule drosseln wollte. Die Verwaltung stand aufseiten des Sports, ignorierte die pädagogischen Ansprüche der Schule. Sport generiert Wählerschaft. Im Landessportbund sitzen ehemalige Politiker, es gibt endlose alte West-Berliner Verbindungen. Man kennt sich, telefoniert, wenn eine Schule Probleme macht. Ich nehme für mich in Anspruch, stets die Interessen meiner Schülerinnen und Schüler im Fokus gehabt zu haben.

Die Poelchau-Oberschule, die Sie geleitet haben, bildet vor allem Fußballer aus, vielleicht künftige Multimillionäre. Brauchen sie überhaupt öffentliche Förderung?

Ganz klar: Nein. Das sollte Aufgabe der Vereine sein.

Es war Ihre Schule.

Wir waren zunächst eine staatliche Eliteschule des Sports mit sechs

NACHRICHTEN

Rollerfahrer bei Kollision mit Radfahrer schwer verletzt

Bei einem Zusammenstoß zwischen einem Motorrollerfahrer und einem Radfahrer am Sonnabend in Westend ist ein Mann schwer verletzt worden. Der 78-Jährige stürzte durch den Aufprall zu Boden und erlitt schwere innere Verletzungen im Rumpfbereich, wie die Polizei am Sonntag mitteilte. Er war mit einem Motorroller auf der Reichsstraße unterwegs, wo er nach Polizeiangaben gegen den Radfahrer krachte. Dieser hatte vor dem Rollerfahrer auf der Straße gestanden und wegen des Verkehrs gewartet. Der Rollerfahrer kam ins Krankenhaus, der 57-jährige Radfahrer blieb unverletzt. *(dpa)*

Finanzexperten beantworten am Donnerstag Leserfragen

Wer gebaut hat und demnächst eine Anschlussfinanzierung braucht, sollte sich genau und in Ruhe überlegen, wo das Baudarlehen in die Verlängerung geschickt wird. Natürlich geht es vor allem um die Konditionen. Die Zinsen sind immer noch im Tief. Dennoch ist es hilfreich, genauer zu prüfen. Für Fragen dazu stehen am Donnerstag während einer Telefonaktion der Berliner Zeitung zwei Experten zur Verfügung. Mit Alexander Nothaft vom Verband der Privaten Bausparkassen sowie Peter Klipp vom Magazin Finanztest kann man beispielsweise klären, welche Vorteile ein Forward-Darlehen hat oder wie sich die Eigenheimrente nutzen lässt. Die Experten sind am 8. Oktober von 16 bis 18 Uhr über die kostenfreie Telefonnummer 0800/000 4743 erreichbar. *(BLZ)*

Frauen haben nur ein Viertel der Führungspositionen inne

Der Anteil von Frauen in den Führungspositionen Berliner Unternehmen steigt nur sehr langsam. Die Quote liegt einer Datenbank-Auswertung der Wirtschaftsauskunftei Cribbürgel zufolge aktuell bei 25,7 Prozent. Das sind gerade einmal 0,2 Prozentpunkte mehr als im Vorjahr. Berlin liegt damit im Vergleich der 16 Bundesländer im Mittelfeld, aber über dem Bundesdurchschnitt von 24,2 Prozent. An stärksten sind Frauen mit 31,9 Prozent in Führungspositionen in Brandenburger Unternehmen vertreten. Es folgen Mecklenburg-Vorpommern (30,4) und Sachsen (30,0). Schlusslichter sind die Firmen in Bremen (22,5 Prozent) und Baden-Württemberg (22,8). Cribbürgel untersuchte für die Studie bundesweit mehr als 900 000 Unternehmen, unabhängig von ihrer Mitarbeiterzahl. Darunter waren rund 69 000 in Berlin. Im März 2018 lag die bundesweite Frauenquote den Angaben zufolge bei 22,6 Prozent. *(dpa)*



Frauen in Führungspositionen gibt es in Brandenburg am häufigsten. DPA/PATRICK PLEUL